

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 5 (1911)
Heft: 1

Artikel: Bauer und Arbeiter
Autor: Aeschlimann, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-132476>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

waltige Gerichte und Katastrophen mögen uns bevorstehen. Die Bilder der Offenbarung Johannis bekommen neues Leben und neue Wahrheit. Große Entscheidungen mögen uns oder unsern Kindern aufbehalten sein. In ihnen wird Gott den Menschen wieder näher treten. Das alles kommt uns, wenn es kommt, nicht überraschend. Wir haben den Gang der Entwicklung immer so gesehen. Und das ist ja gewiß, daß der Gott, dessen Wahrheit uns in Jesus Christus erschienen ist, den unser Herz und Gewissen, das Tiefste in unserem Wesen und unserer Erfahrung bezeugt, das letzte Wort behalten wird. Auch in Stürmen und Finsternissen wird sein Licht hell genug scheinen, daß wir nicht verzagen müssen, ja, wir werden gerade in Not und Anfechtung seiner gewisser werden, als in sicheren Zeiten.

Gott arbeitet in unserer Zeit. Seinen Schritt und seine Stimme hören wir von der Zukunft her. Er sucht Mitarbeiter. Es ist seine Ordnung, daß er ohne menschliche Mitarbeit seine Gedanken mit den Menschen nicht ausführen will und kann. Als Mitarbeiter aber kann er gerade heute sicher nur Menschen brauchen, die in tiefer Konzentration und fester Entschlossenheit mit ihm gehen wollen, die den Kampf mit der Welt aufnehmen können und die vor allem reinen Herzens sind. Das ist aber vielleicht unsere größte Not, daß es uns daran so sehr fehlt. Darum faßt sich alles, was wir beim Ausblick auf die heutige Welt zu sagen haben, in das Gebet zusammen: Herr, Schöpfergott, gib uns neue Menschen!

L. Nagaz.

Bauer und Arbeiter.

I.

Zwischen unsern Bauern und Industriearbeitern hat sich in den letzten Jahren ganz unzweifelhaft eine Kluft aufgetan, die sich zum Schaden des ganzen Volkes immer mehr zu erweitern und zu vertiefen droht. Daß zwischen diesen beiden so ungleichartigen Berufsgruppen gewisse Gegensätze und Spannungen sich zeigen, liegt, möchte man sagen, schon in der Natur der Sache begründet. Bauer und Arbeiter sind an sich schon, in Hinsicht allein auf ihre Eigenart und Beschäftigungsweise, zwei schroffe Gegensätze. Ein wahrhaftiger Emmentaler Bauer — ich bemerke, daß ich hauptsächlich von emmentalischen Verhältnissen ausgehe — und ein sozialistischer Arbeiter vom Schlage der Unentwegten, sind zwei ganz verschiedene Welten. Der Bauer schafft auf seiner eigenen Scholle und bearbeitet den Acker mit dem eigenen Pflug. Er hat den Hof vielleicht schon vom Vater übernommen oder ihn vor einer langen Reihe von Jahren erworben. Er ist auf diesem Hofe daheim, und wenn er nur die oft allerdings recht schwere Zinsenlast aufbringt, so kann kein Mensch ihm hier etwas

befehlen oder ihn gar aus seinem Besitztum vertreiben. Er bewohnt mit seiner Familie das Bauernhaus allein, das so freundlich aus den Obstbäumen hervorschaut, und wenn es auch nicht immer ein großes stattliches Haus ist, so findet sich in der Regel Platz genug für ihn und die Seinen. Bei keinem andern Stand und Beruf sind die Bedingungen für eine rechte Häuslichkeit und ein geordnetes, friedliches Familienleben so allseitig gegeben, wie beim Bauer. Für die Kinder gibt es da kein Gassenbubenleben; sind sie nicht in der Schule, so triffst du sie irgendwie beschäftigt, in der Nähe von Vater und Mutter. Der Bauer kann so seine Kinder selbst erziehen. Ob er sie immer richtig erzieht, davon wollen wir jetzt nicht reden, auf jeden Fall kann er es tun, wenn er den nötigen Verstand dazu hat. Die Landarbeit selbst ist hart, mühselig oft, aber dem gesunden Menschen sehr zuträglich. Bald schafft der Bauer auf dem Felde, dann im Stall, hierauf geht's in die Hofstatt oder den Wald, und diese Abwechslung in der Beschäftigung, dieses Schaffen in Gottes freier Natur, erhält Körper und Geist gesund, gibt ein ruhig Gemüt und läßt in's hohe Alter kommen. Der Durchschnitt unserer Bauern bildet denn auch heute noch den Kern unseres Volkes, die Grundlage des Ganzen. Der Emmentaler Bauer ist ausdauernd bei der Arbeit, zähe und unermülich, von rechtschaffener und nüchterner Sinnesart, langsam in seinen Bewegungen, auch langsam im Fühlen und Denken. Er hat einen verschlossenen, mißtrauischen Charakter, hat man aber sein Vertrauen gewonnen, so ist er zuverlässig und treu. Neuerungen, die noch nicht erprobt und erdauert sind, ist er abhold. Im ganzen ist der Bauer, auch wenn er freisinnig wählt, doch konservativ, festhaltend am Alten und Bewährten. Der wohlhabende Bauer, der Emmentaler zumal, hat etwas Aristokratisches. Er behandelt seine Leute im allgemeinen recht, aber schaut doch mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung auf „Häusler“ und Tagelöhner herab. Zu Hilfeleistungen ist er noch gern bereit, aber die erbetene Hilfe muß in seinem Gesichtskreis liegen. Das Geld geht ihm nur schwer aus der Hand, weit lieber hilft er mit freiwilliger Uebernahme von irgendwelcher Arbeitsleistung, mit Lebensmitteln und dergleichen. Aber der Not gegenüber, die er nicht versteht oder die er gar für verschuldet hält, ist er hart und unerbittlich. „Wenn zu Hansli Fowäger einer gekommen wäre und hätte gesagt, er möchte studieren und Hansli solle ihm etwas daran geben, so hätte er geantwortet: ‚Oppis dumm's eso! gang mer vom Hus erwäg, gang ga werche. Was manglich du z'studiere. Es git dere Schlinge gnue.‘ Und wäre neben ihm einer gestanden und hätte ihn um eine Tanne gebeten, weil er ein neues Haus wolle bauen lassen, so hätte Hansli gesagt: ‚Warum nit! du muesch eini ha! öppe nit di gröfti, mi het se nimme. Es geit ase gar starch mit heusche.‘“

Religiösen Einflüssen gegenüber ist das Landvolk im allgemeinen sehr zugänglich und auch hier zu Konzessionen an den modernen Geist

wenig geneigt. Selbst in Gemeinden, wo seit Jahren freisinnige Pfarrer gewählt werden, hält die Masse der Landleute an den alten religiösen Vorstellungen und Anschauungen fest. Früher war der Bauer ungemein stolz auf seinen Beruf, mit Verachtung schaute er auf alles herab, was nicht Bauer hieß und einen Hof besaß. Wie sehr die Bauerntochter darauf ausging, wieder einen Bauer zu heiraten, dafür gibt uns Jeremias Gotthelf mehrere Belege. Heute ist das schon ein wenig anders geworden, aus Gründen, die ich später noch erörtern werde. Jetzt schielt der Bauer mit einem gewissen Neid auf andere Berufsarten, und daß unsere Bauerntöchter lieber einen Handwerksmann oder Angestellten heiraten, als einen Bauernsohn, das ist eine viel gehörte Klage. Immerhin ist gottlob der alte Bauernstolz noch nicht ganz verschwunden, und die Freude am Landleben und die Erkenntnis und Einsicht, daß gerade diese Berufsart neben ihren Mühsalen doch wieder so viel für Herz und Gemüt bietet, ist immer noch anzutreffen. Es ist kein Zweifel, daß eine bessere Berufsbildung und besonders die genossenschaftliche Organisation, wie beim Arbeiter, so auch beim Bauer das Standesbewußtsein wieder beleben und stärken wird. Der Thurgauer Bauer Alfred Huggenberger, der sich mit seinen Gedichten nun schon einen berühmten Namen gemacht hat, spricht sicher vielen seiner Berufsgenossen aus dem Herzen, wenn er in seinem Gedichte „Wir Bauern“ schreibt:

Wir Bauern, das lassen wir uns nicht nehmen,
Wir brauchen uns nicht des Lebens zu schämen.
Und sind wir Knechte der Arbeit nur,
Wir kommen dem heimlichen Glück auf die Spur.

Wir Bauern, das soll uns keiner nehmen,
Wir brauchen uns nicht des Lebens zu schämen.
Das heimliche Glück gibt heimlich nur,
Doch wandelt es gern auf einsamer Flur.

Und einem jungen Freunde und Berufsgenossen, der ihm für seine aufmunternden Lieder gedankt hat, antwortet er: „Unser Bauernstand wird immer der schönste bleiben. Freuen Sie sich, ein Bauer zu sein. Nur einer, der kein Auge hat für alles Herrliche, das in den Jahreszeiten verborgen liegt, für das, was die Natur uns täglich und stündlich schenkt, nur der wird von unserm Berufe weggehen können. Ich könnte es jetzt nicht mehr.“

Gehen wir nun zum Arbeiter, so kommen wir in eine ganz andere Welt. Die große Masse unserer Arbeiterschaft wohnt in Räumen, die nicht selten für eine wachsende Familie zu klein und ungenügend sind. Von einem eigenen Heime ist nur in Ausnahmefällen die Rede. Heute wohnt der Arbeiter hier zu Miete, das nächste Jahr dort, er kann nirgends festwurzeln. Zu einer rechten Häuslichkeit kann es häufig auch deshalb nicht kommen, weil das Arbeiterhaus in der Regel nicht bloß von einer, sondern von vielen Parteien bewohnt wird, woraus viel Lärm, Hader, Streit und noch Schlimmeres entsteht.

Der Arbeiter ist den ganzen Tag abwesend, seine Kinder sieht er nur rasch am Mittag oder wohl auch bloß am Abend erst. Er sieht nicht, was sie tagsüber treiben, und die erzieherische Einwirkung des Vaters auf seinen Nachwuchs ist insolgedessen äußerst gering. Muß gar noch die Mutter ebenfalls dem Verdienste nachgehen, so ist das Familienleben völlig aufgelöst und die Kinder wachsen ohne rechte Zucht und Sitte heran. Es ist dem Zufall überlassen, ob sie geraten oder nicht. Die Miete ist hoch, die Löhne sind klein, für den Unterhalt der Familie bleibt zu wenig übrig, selbst da, wo der Vater nicht, wie das allerdings häufig genug geschieht, einen guten Teil seines Lohnes in Bier umsetzt. Unterernährung ist daher in Arbeiterfamilien mit mehreren Kindern an der Tagesordnung, es sei denn, die Mutter sei eine ungewöhnlich gewandte Hausfrau, die einzuteilen und zu sparen versteht, was aber leider nicht immer der Fall ist. Die Arbeit in der Fabrik zumal ist, wenn sie auch nicht so lang dauert wie beim Bauer, doch ungemein ermüdend und abstumpfend. Es fehlt die bei der Landarbeit so wohlthätige Abwechslung, es fehlt an frischer, reiner Luft, und der Lärm der Maschinen betäubt Sinne und Nerven. Dazu kommt die so niederdrückende, entmutigende Unsicherheit, in welcher der Lohnarbeiter beständig lebt. Ein paar Tage Arbeitslosigkeit, sei es infolge Geschäftsstockung oder Streik, machen ihn sofort brotlos. Was bei langer Krankheit oder im Alter aus ihm werden soll, weiß er selber nicht. Hat er keine Kinder, die ihn zu sich nehmen und pflegen können, so wartet seiner das Armenhaus. Und das ist noch nicht einmal das Schlimmste. Am schlimmsten daran sind die, welche im Alter auf der Straße bleiben und von Dorf zu Dorf wandern, weil niemand sich ihrer annehmen will. Es gibt gottlob Arbeiterschicksale, die einen recht friedlichen und glücklichen Gang nehmen, aber im ganzen ist das heutige Arbeiterleben voller Demütigung und Erniedrigung, von Anfang bis zu Ende verlaufend in Abhängigkeit, Unselbständigkeit und Unsicherheit. Nehmen wir noch hinzu, daß unsere Arbeiter das behagliche, oft nur allzu üppige Leben der vornehmen Klassen täglich vor Augen haben, so werden wir die in den untern Schichten herrschende Unzufriedenheit und wachsende Unruhe gar wohl verstehen. Wir werden es auch begreifen, daß die Arbeiterklasse weit mehr als die bäuerliche den sittlichen Gefahren und Versuchungen der modernen Kultur unterliegt. So wird der Arbeiter nur allzu leicht oberflächlich, den gemeinen und rohen Genüssen ergeben. Mit seinem durch Unterernährung und Ueberanstrengung geschwächten Körper ist er in besonderer Weise den verderblichen Wirkungen des Alkoholgenusses unterworfen. Für ernstere Fragen und Bestrebungen fehlt ihm häufig der rechte Sinn, und was er in Schule und Kirche an religiösen Einwirkungen empfangen hat, das verfliegt nur allzu schnell im Lärm und Staub der Fabrik und im Kreise spottender Kameraden und Wirtshausgenossen. Dabei ist der Arbeiter beweglicher und neuen Ideen zugänglicher als der Bauer; er läßt sich leichter in irgend einen

Verband eingliedern und für gemeinsame Bestrebungen gewinnen. Das hervorragendste Erziehungsmittel für unsere Arbeiterschaft ist gegenwärtig die Organisation, d. h. der politische und gewerkschaftliche Verband. Hier kommt der Arbeiter gleichsam zu sich selber, hier lernt er wieder zu sich Vertrauen fassen und sich als Persönlichkeit fühlen. Der erzieherische Einfluß der Arbeiterorganisationen kann bei all' den dort vorkommenden Auswüchsen, die wir nicht ableugnen wollen, nicht hoch genug angeschlagen werden. Es ist wahrlich ein gutes Zeichen für unsere Arbeiterschaft, daß sie unter so ungeheuren Opfern und trotz den riesigen Widerständen ihre Organisation je länger desto mehr und allseitiger ausbaut und befestigt. Es liegt darin die Gewähr, daß sie in ihrem Ringen nach Befreiung nicht schon bei der Eroberung materieller Vorteile Halt machen, sondern noch höher hinauf, einem sittlichen Ideal zustreben wird.

II.

Für dieses Ringen der Arbeiterschaft nach sozialer Befreiung und Gleichberechtigung fehlt nun aber dem Bauer bis heute das Verständnis fast ganz, und ihren Forderungen steht er mißtrauisch, wenn nicht gar entschieden ablehnend gegenüber. Die Ursache hiefür liegt zunächst im wirtschaftlichen Gegensatz, in dem Bauer und Arbeiter als Produzent und Konsument sich befinden. Der eine ist darauf angewiesen, seine Erzeugnisse zu einem möglichst hohen Preise abzusetzen, während der andere bei der geringen Belohnung, die ihm zu teil wird, seine Milch, Kartoffeln und Fleisch möglichst billig kaufen möchte. Dem Beispiel der Industrie folgend hat der Bauer bei den Schutzzöllen sein Heil gesucht und sich namentlich auch im Lebensmittelgesetz eine Handhabe geschaffen, um sich der lästig werdenden Konkurrenz zu erwehren. Bei der Abstimmung über diese beiden Gesetze standen sich Bauern und Arbeiter wohl zum ersten Mal als geschlossene Gruppen gegenüber und wenn auch der Ansturm abgeschlagen wurde, so ist doch der Bauer damals so recht des herrschenden Gegensatzes bewußt geworden, und unwillkürlich sieht er jetzt im Sozialisten einen ausgesprochenen Feind seines Standes. Dazu kommt allerdings noch eine Reihe von andern Ursachen, die die vorhandene Kluft vertiefen und erweitern. Ich nenne vorab die eben berührte Verschiedenheit in Charakter und Denkweise, die ein gegenseitiges Sichverstehen ebenfalls sehr erschwert. Der Bauer versteht den Arbeiter nicht, weil die Nöte, die diesen drücken, jenseits seines Gesichtskreises liegen. Er beurteilt die Lage des Arbeiters von seinem Standpunkte aus und kommt daher zu einer wesentlich andern Auffassung als jener. Am ehesten hat der Bauer noch Verständnis für die Lohnbewegung. Wenn er sich zwar auch nur schwer einen Begriff davon machen kann, was ein Haushalt kostet, wo jedes Salatblättlein gekauft werden muß, und wenn ihm infolgedessen ein Lohn von 4 bis 5 Fr. sündhaft groß vorkommt, so begreift er andererseits doch, daß der Arbeiter recht belohnt sein muß,

um seine Milch und sein Brot bezahlen zu können. „Was sollen denn auch unfre Fabrikler machen, wenn die Milch immer teurer wird?“ so frug ich einmal einen Bauer. „Sie sölle streike, daß sie meh Lohn überchöme“, gab mir dieser mit schlaudem Augenblinzeln zum Bescheid. Schon weniger versteht es der fleißige und bei der Arbeit so zäh ausdauernde Bauer, daß die Arbeiter immer wieder Verkürzung der Arbeitszeit verlangen und am Ende gar bloß noch acht Stunden im Tag zu schaffen begehren. Des Bauers Arbeit ist hart und streng, sie dauert im Sommer nicht selten 12 bis 14 Stunden; im Winter dagegen ist das Tagewerk zwar immer noch groß genug, namentlich wenn's in den Wald zum Holzen geht, aber er nimmt es doch im ganzen etwas gemächlicher, und ab und zu läßt er sich vom Pfarrer oder sonst einem Besuche „gärn e chli versume“. Wie grundverschieden der Charakter der Beschäftigung bei Bauer und Arbeiter ist, wie besonders die Fabrikarbeit auch bei kürzerer Dauer doch mehr ermüdet und abstumpft als die Landarbeit und wie sie namentlich das Familienleben hemmt und auflöst, haben wir schon erwähnt. Der Bauer aber kennt diese bedenklichen Nebenumstände nicht oder viel zu wenig, und so kommt ihm leicht als Trägheit und Arbeitsfcheu vor, was beim Arbeiter nichts anderes ist als Sorge für seine Gesundheit und der berechtigte Drang nach Ausspannung und Abwechslung.

Und nun erst die Arbeitslosigkeit! wie kann doch auch der verständigste Bauer hart und zugeknöpft werden, wenn der Arbeiter, der zufällig im Dorfe wohnt, im Winter vor die Arbeit hinauskommt und nun bei der „Spende“ um Unterstützung bittet. Er, der Bauer, findet keine Knechte und Mägde mehr, die ihm helfen wollen den Acker bebauen, und diese jungen, kräftigen Leute stehen herum und wollen nicht schaffen. Daß mancher gern schaffen möchte, wenn er nur könnte und die seinen Kräften und Fähigkeiten angemessene Arbeit fände, das dem Bauer begreiflich zu machen, hält schwer. Schlimmer noch als den Arbeitslosen geht es denen, die, sei es wirklich oder auch nur nach der Meinung des Bauers, durch eigene Schuld in Not geraten sind. Das leichtsinnige, leichtlebige Wesen des Fabriklers, der immer gerade verbraucht was er verdient, und im Wirtshaus bei Tanz und Trunk soviel draufgehen läßt, ist dem nüchternen, „husligen“ Bauersmann in der Seele zuwider. Daß das einförmige, eintönige Fabrikarbeiterleben voller sittlicher Gefahren ist und so mancher Arbeiter eher als das Opfer der Verhältnisse denn durch eigene Schuld zum Nichtsnutz herabsinkt, dafür fehlt dem Bauer wiederum das rechte Verständnis. Es ist ihm dies im Grunde nicht zu verargen. Wie will man vom abseits wohnenden Bauer, der das alles schließlich nur aus der Ferne betrachtet, in dieser Hinsicht wie überhaupt in allen sozialen Fragen ein größeres Verständnis und gerechteres Urteil erwarten, so lange noch in bürgerlichen Kreisen so viel Unverstand und Vorurteil gegenüber den Nöten und Bestrebungen des Arbeitervolkes anzutreffen ist. Was aber den Widerstand des Bauers gegen jede

soziale Reform besonders herausfordert, ist der Umstand, daß nach seiner Meinung wenigstens die Besserstellung der Industriearbeiter und -Arbeiterinnen ihm die eigenen Leute entzieht. Je höher die Löhne in der Industrie sind, je mehr freie Zeit die in ihr beschäftigten Leute haben, desto mehr, denkt er, geraten seine Knechte und Mägde in Versuchung, den Hof zu verlassen und in die Stadt zu wandern. Diese Befürchtung ist wohl nicht ganz unberechtigt und wenn auch, wie wir gesehen haben, dem Industriearbeiterleben ganz bedenkliche Schatten nicht fehlen, so sehen die jungen Leute, die vom Lande weg in die Stadt ziehen, zunächst nur das Schöne und Verlockende in der neuen Stellung. Mit den dort herrschenden Uebelständen werden sie erst vertraut, wenn sie einmal mitten im Treiben des Fabriklebens drin sind und eine Umkehr nach dem Lande fast zur Unmöglichkeit geworden ist. Allein wenn nun auch die Bauern, um die Abwanderung vom Lande zu hemmen, zum Schaden des gesamten Volkes den sozialen Fortschritt und Aufschwung der Arbeiter hindern wollten, so würden sie doch damit für sich nichts erreichen. Gelingt es ihnen vielleicht auch, im Verein mit dem um seine Dividenden besorgten Unternehmertum ab und zu ein sozial-fortschrittliches Gesetz zu Fall zu bringen, so halten sie doch damit die sich vollziehende Besserstellung und Befreiung des Arbeitervolkes vom Joche der Arbeit nicht auf. Will der Bauer seine Knechte und Mägde von der Abwanderung zurückhalten, bleibt ihm nichts anderes übrig, als eben auch, soviel an ihm liegt, das Los der dienenden Klasse auf dem Lande zu einem möglichst freundlichen und gesicherten zu gestalten. Vor allen Dingen muß er mit aller Kraft darauf dringen, daß die im Wurf liegenden Versicherungsgesetze in weitgehendem Maße auch seinen Leuten zu gute kommen.

Diese zum Teil in der Natur der Sache begründeten Gegensätze sind nun, wie das im politischen Leben so geht, auf beiden Seiten künstlich genährt und verschärft worden. Zunächst sind die Ausfälle der sozialistischen Presse gegen unsre „Agrarier“ nicht geeignet, die Bauernsime für die Forderungen der Arbeiterschaft günstig zu stimmen. Ich will durchaus nicht behaupten, daß alles, was gegen die Pläne und Bestrebungen der Großbauern mit ihren Sekretären geschrieben wird, jeder Begründung entbehre. Aber die Grenzen der Klugheit werden doch eben häufig überschritten und Artikel von Stapel gelassen, die nicht bloß das besonnene Maßhalten, sondern auch oft die nötige Sachkenntnis vermissen lassen. Dann und wann enthalten solche Angriffe geradezu schwere Beleidigungen für den ganzen Bauernstand. So jener Artikel im „Volksrecht“, den ich nicht mehr zur Hand habe, in dem aber, soviel ich mich erinnere, in sehr geringschätziger Weise von der verdummenden Beschäftigung des Landmanns gesprochen wurde. Auch die bisher üblichen gehässigen Angriffe eines Teiles der Sozialistenpresse auf Religion, Kirche und Vaterland können beim Bauer nur Mißtrauen und Abneigung erwecken. Immerhin

liest ja nun der Bauer keine sozialistischen Zeitungen. Was er darüber vernimmt, wird ihm von seiner Zeitung, irgend einem bürgerlichen Lokalblatte vorgelegt. Dieses Blatt hält ihn getreulich über alle „Missetaten“ der Sozialisten auf dem Laufenden. Das soziale Verständnis der meisten dieser Lokalblätter wie übrigens auch vieler unserer großen führenden Zeitungen ist beschämend gering; von einem tiefem Erfassen der sozialen Probleme und einer gerechten Beurteilung der Forderungen der Arbeiterschaft ist keine Rede. Während diese Presse vorhandene Mißstände möglichst vertuscht, die von einzelnen Unternehmern begangenen Ausschreitungen und offenbaren Ungerechtigkeiten stillschweigend übergeht, wird jeder Fehler der Sozialdemokraten, jede Ausschreitung, die sie sich zu schulden kommen lassen — und es gibt deren nur zu viele — gewissenhaft berichtet und mit den unvermeidlichen Randglossen, in denen von „Terror“, „Hexern und Wühlern“ die Rede ist, versehen. Oft genug laufen Uebertreibungen und Entstellungen der Tatsachen mit unter. Namentlich seitdem alle unsere Berufsgruppen ihre besondern Sekretäre haben, kann von einer wirklich sachlichen Berichterstattung, besonders in Zeiten des Streiks und der Aussperrung kaum mehr gesprochen werden. Ich glaube nicht, daß die Arbeitersekretäre den Vertretern der Meisterverbände in dieser Hinsicht viel vorzuwerfen haben, aber Tatsache ist, daß der Bauer so durch Schuld der bürgerlichen Presse und ihrer Berichterstatter über die Bestrebungen der Sozialdemokratie ein einseitiges und gefälschtes Bild bekommt. Auch die bäuerliche Fachpresse macht hievon, soweit ich sie kenne, keine Ausnahme. Es kann namentlich den Redaktoren der „Schweiz. Bauernzeitung“ der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie in unverantwortlicher Weise die Bauern wider die Sozialisten hegen. Ich erwähne nur jenen Aufsatz von Dr. L., in dem er, ob aus Unkenntnis oder Absicht bleibe dahingestellt, die Sozialisten den „bombenwerfenden Anarchisten“ gleichsetzt. Auf jeden Fall tut die Redaktion der „Schweiz. Bauernzeitung“ gut, die Warnung vor ungerechter Aufreizung selber zu beherzigen, die sie letzten Herbst den Metzgern so freundlich erteilte. Den Schlußsatz dieser Vermahnung dürfte man sich nicht bloß beim Metzgersekretariat, sondern in allen Redaktionsstuben einrahmen und an die Wand hängen: „Wem die Wohlfahrt und Einheit unseres Volkes am Herzen liegt, wird sich hüten, zur Verschärfung der Gegensätze beizutragen.“

III.

Ich habe im Eingang meiner Arbeit die mit dem landwirtschaftlichen Berufe verbundenen Vorteile hervorgehoben, die allerdings, wie wir schon gesehen haben, mehr auf der ideellen als materiellen Seite liegen: freundliches Heim, geordnetes Familienleben, gute Erziehung der Kinder u. s. w. Ich komme nun auf die Schattenseiten dieses Berufes zu sprechen, wie sie mir im Emmental in meiner Pfarrpraxis entgegengetreten sind. Diese Schatten sind sehr groß, so groß oft,

daß sich, wie ich schon erwähnt habe, vielfach bei unsern Bauern eine gewisse Entmutigung bemerkbar macht, und namentlich die jungen Leute in großer Zahl der Scholle den Rücken kehren. Bekanntlich dauert diese Abwanderung schon seit einigen Jahrzehnten unverändert an. Im Jahre 1870 betrug die landwirtschaftliche Bevölkerung noch 41,8% der Gesamtbevölkerung, dann sank sie auf 39,3% im Jahre 1880, auf 37,4% acht Jahre später und sogar auf nur 31,6% bei der Volkszählung von 1900. Ganz ohne Zweifel hat sich das Verhältnis inzwischen noch mehr zu Ungunsten der Landwirtschaft verschoben. Es gibt eben auch auf dem Lande eine soziale Not, sie ist weniger gräßlich und verheerend in ihren Wirkungen als in den Städten und Industriezentren, aber eine Notlage, die man als allgemein und dauernd bezeichnen kann, ist darum doch vorhanden. Sie äußert sich, um gleich das Wichtigste hervorzuheben, in einer stetig wachsenden Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes. Nach einer statistischen Arbeit von Dr. Steiger in Bern beträgt die Verschuldung fast die Hälfte des Grundwerts. Wohl gibt es noch im Emmental und sicher auch anderwärts eine Reihe von Bauern, die auf bezahlten oder nur ganz wenig verschuldeten Höfen sitzen. Da ist, wenn auch namentlich die Leutenot, von der wir noch zu reden haben, drückend wirkt, im ganzen noch gut Bauer sein. Ist das Jahr günstig und geben Hofstatt und Felder reichlichen Ertrag, so geht bei den steigenden Preisen für landwirtschaftliche Produkte ein schönes Stück Geld ein. Der Reingewinn mag aber auch hier oft kleiner sein, als einem draußen stehenden Beobachter scheinen will. Die Dienstlöhne, die Auslagen für Düngmittel, Futter, Maschinen, Umbauten und alle die hundert Dinge, die der Bauer sich auch kaufen muß, machen sicher ein großes Loch in seine Kasse. Die Lebenshaltung ist eben im wohlhabenden Bauernhaus gegenüber früher auch besser und kostspieliger geworden, die Neuzeit mit ihren vielen Anforderungen und Bedürfnissen klopft an die Tür selbst des entlegenen Bauernhofes und findet namentlich auf Seiten der Frauenwelt bereitwillige Aufnahme. So stehen denn auch im gutgestellten und von Schulden nicht überlasteten Bauernhaus den wachsenden Einnahmen wachsende Ausgaben gegenüber, und die Klage des Besitzers, die Landwirtschaft rentiere nicht mehr recht, ist aus diesem Grunde an manchem Orte wohl nur allzu berechtigt. Wenn das aber am grünen Holze geschieht, was muß aus dem dürrer werden? Wenn der wohlhabende Bauer Mühe hat, auf seinem Hof auch nur einigermaßen vorwärts zu kommen, wie schwierig und mühselig muß sich das Los der Schuldenbauern gestalten, jener so zahlreichen Heimetbesitzer, die von den auf ihrem sogenannten „Eigentum“ ruhenden Lasten schier erdrückt werden. Die Zinse fressen hier schon einen großen Teil des Ertrages weg, und das Bäuerlein muß froh sein, wenn es nach Bezahlung der sonstigen Tellen — er muß der Gemeinde das Heimet versteuern, als ob es sein freies Eigentum wäre — und den für Haus und Hof unentbehrlichen und unvermeid-

lichen Anschaffungen am Ende des Jahres nicht noch zu den alten Schulden neue hat machen müssen, und dies bei der angestrengtesten Arbeit von Eltern und Kindern und einer geradezu bewundernswerten Bedürfnislosigkeit. Kommt gar ein Mißjahr hinzu, ein „Ung’fell“ im Stall oder sonstiges Mißgeschick, so zieht schwarze Not und Sorge ins Haus, und mit schwerem Herzen bloß, wenn auch ohne viel Klagen und Jammern, wird das Tagewerk verrichtet. Es wandert dann fast das letzte Tröpflein Milch in die Käserei, und zu Hause wird dünner Kaffee getrunken, und daneben die Kartoffel zur fast einzigen und ausschließlichen Nahrung gemacht. Den Säuglingen und ganz kleinen Kindern wird zwar die Milch in der Regel nicht vorenthalten; ich habe nie bemerkt, daß eine Mutter dem Säugling Kaffee ins Gütterli geschüttet oder den Kindern gar Schnaps aufgestellt hätte, wie das in gewissen Gegenden unseres Vaterlandes vorkommen soll. Aber sobald die Kinder ein gewisses Alter erreicht haben, heißt’s beim Vater, sie könnten jetzt auch Kaffee nehmen, wie die andern, man müsse die Milch für die Kleinern sparen. Dazu kommt die leidige Tatsache, daß es mit der Kochkunst vieler Bauernfrauen recht übel bestellt ist. Wohl besuchen die Töchter der wohlhabenderen Bauern die Koch- und Haushaltungsschulen und beteiligen sich an Kursen für Konservierung von Früchten und Gemüsen, wohl erlernen andere als Dienstmägde in bürgerlichen Häusern das Kochen, aber viele kommen eben nicht von daheim fort oder haben sonst keine Gelegenheit, sich in dieser Kunst auszubilden, und so wissen sie, einmal Hausfrauen geworden, für die fehlende Milch keinen andern Ersatz auf den Tisch zu stellen, als Kaffee und immer wieder Kaffee. Die Einführung von Mädchenfortbildungsschulen, die sich in besonderer Weise den ländlichen Bedürfnissen anzupassen hätten, wäre daher ungemein zu begrüßen. Es würden solche ländliche Kochschulen weit segensreicher wirken, als die Fortbildungsschulen für die Jungmannschaft. Ganz abgesehen davon, daß sie ein Mittel wären, die weibliche Jugend vor dem oft endgültigen Wegzug in die Stadt zurückzuhalten. So findet tatsächlich aus Not vielfach, aber auch aus reinem Unverstand und Unkenntnis in weiten Kreisen unseres Landvolkes eine Unterernährung statt, deren schädliche Wirkungen unverkennbar sind. Statt kräftiger, gesunder Knaben und Mädchen trifft man heutzutage selbst in rein bäuerlichen Gegenden eine erschreckliche Zahl von schwächlichen, bleichsüchtigen Kindern, für die die Landarbeit später zu anstrengend und beschwerlich wird, und die daher, einmal groß geworden, es vorziehen, fern von Sonnenbrand und Hitze im Schatten eines Fabrikales oder in einer kühlen Herrschaftsküche ihr Brot zu verdienen. Auf dem Lande aber kämpft der Bauer mit einer zunehmenden und immer drückender werdenden Leutenot. Die Lohnfrage spielt da selbstverständlich eine hervorragende Rolle. Die Dienstbotenlöhne sind je nach der Gegend sehr verschieden, hier herum wird dem Knechte 8—12 Fr. in der Woche bezahlt, während die Magd einen Monatslohn von 15—25 Fr. erhält. Wenn

wir alles in Anschlag bringen, und auch die weit gesündere Arbeit auf dem Lande in Betracht ziehen, so stellt sich ein lediger Landarbeiter gerade so gut, wenn nicht besser, als der Arbeiter in der Fabrik. Hat aber der Knecht eine Familie zu erhalten, so ist, auch wenn wir die Naturalien nicht vergessen, die er vom Bauer zum Heimtragen bekommt, fast nicht einzusehen, wie ein Lohn von 500 bis 600 Fr. im Jahr hinreichen soll, um alle Bedürfnisse zu befriedigen. Bittere Armut ist, wenn die Familie zahlreicher wird, fast unvermeidlich. Da bleiben dann dem Knechte, wenn er über diesen Zustand hinaus will, nur zwei Wege offen: der Weg in die Fabrik oder der Ankauf irgend eines kleinern Heimwesens. Es legen Mann und Frau ihre in der ledigen Zeit ersparten Baken zusammen, suchen sich unter Verwandten oder sonstwo willfähige Bürgen und kaufen ein „Heimet“, das sie, weil es solcher Kaufliebhaber immer viele gibt, fast ausnahmslos weit über dem Ertragswert bezahlen. Nun ist aus dem Knecht ein Bauer geworden, aber ein Bauer, der nichts anderes vor sich hat, als ein endloses Ringen und Kämpfen mit den Brotsorgen, für den es nichts anderes gibt als schaffen und zinsen, und der, wenn er sich bis ins Alter abgerackert hat, seinen Kindern, die ihm vielleicht in ihren schönsten Jahren umsonst schaffen halfen, nichts hinterlassen wird, als Schulden. Sehr schlimm daran sind besonders die Hausfrauen, und zwar nicht bloß bei den Schuldenbauern, sondern auch häufig bei sonst noch ordentlich gestellten Landleuten. Denn weil der Bauer keine Magd findet oder nicht vermag, eine solche anzustellen, ruht die allergrößte Last auf den Schultern der Hausmutter. Nicht bloß hat sie die Küche und den Haushalt zu besorgen, die Kinder zu pflegen und zu überwachen, sondern sie muß, soviel es geht, auch bei den sonstigen Arbeiten in Haus und Feld mithelfen und neben der Arbeit der Magd auch die eines Knechtes verrichten. Diese wackern, immerfort tätigen Hausmütter, die kaum am Sonntag Nachmittag ein wenig zur Ruhe kommen, haben mich oft gedauert, und ich begreife es, wenn sie nicht gerade darauf verpicht sind, ihre Töchter auch wieder irgendwo als Bauernfrauen schalten und walten zu sehen.

Selbstverständlich ist, daß der Bauer bei dem herrschenden Mangel an Arbeitskräften seine Kinder so früh wie möglich zur Mithilfe heranzieht. In der Küche, im Stall, auf dem Felde, überall müssen sie Hand anlegen und die allermeisten haben, wenn sie am Morgen um acht Uhr in die Schule kommen, schon ein ordentliches Stück Arbeit geleistet. Auch am Nachmittag, wenn die Schule aus ist, wartet den Buben diese, den Mädchen jene Arbeit, und erst, wenn der Abend kommt, wird das Buch oder Rechnungsheft hervorgeholt und beim Schein der Lampe noch rasch die Schulaufgabe gemacht. Ein Glück ist, daß die Arbeit, die den Kindern da auferlegt wird, keine ungesunde ist, sondern wie alle Landarbeit nur den Körper stählt. Mit der Kinderarbeit in der Hausindustrie ist diese Beschäftigung unserer Bauernkinder nicht zu vergleichen, und wenn auch Ueberanstrengung vor-

kommt und deren Wirkungen auf Körper und Geist sich häufig genug geltend machen, so wird man doch nicht behaupten dürfen, daß hier die wichtigste Ursache für die zunehmende Schwächlichkeit und Blutarmut vieler junger Leute vom Lande liege. Diese rührt entschieden weit mehr von der ungenügenden Ernährung als von Ueberanstrengung her. Auch der Umstand, daß bei uns die Schulzeit so ungleich verteilt und in ganz unsinniger Weise auf den Winter zusammengedrängt wird, mag am Rückgang der Volkskraft und -Gesundheit nicht wenig schuld sein. Volksschulung und Volksbildung ist eine schöne Sache, aber ich befürchte, sie werde zu Stadt und Land mit der Gesundheit unserer Kinder zu teuer bezahlt.

Aber muß denn bei den fortwährend steigenden Preisen für landwirtschaftliche Produkte nicht schließlich auch der ärmste Bauer bei einigem Fleiß und der nötigen Umsicht auf einen grünen Zweig kommen? Gewiß, die Lage des Bauers ist infolge des schlanken und gutbezahlten Absatzes von Milch, Käse, Butter u. s. w. im allgemeinen weniger gedrückt als vor einigen Jahrzehnten. Auch der Schuldenbauer hat, wie man so sagt, wieder ein wenig Luft bekommen. Allein zunächst ist zu bemerken, daß die seit einigen Jahren einsetzende Teuerung auch auf dem Bauer lastet. Alles, was er einkauft, und er muß für Haus und Stall viel kaufen, muß er wie alle andern Leute auch je länger desto teurer bezahlen. Beim größern Bauer mag vielleicht der Mehrerlös aus Stall und Feld die Mehrauslagen für Anschaffung von Bedürfnisartikeln immer noch übersteigen, aber beim Kleinbauer, der nicht so viel Milch in die Käseerei liefert, und der auch nur selten dazu kommt, ein Stück Vieh zu verkaufen, wird das, was er jetzt aus seinen Erzeugnissen mehr löst, bei weitem von den Mehrauslagen überstiegen, die er infolge der Teuerung gegenüber früher bei Anschaffung von Kleidern, Schuhen u. s. w. zu machen hat. Ich habe den Eindruck, als ob die hohen Viehpreise für den kleinern Bauer, sofern er wenigstens Milchwirtschaft treibt, ebenfalls eher ein Schaden als Nutzen seien. Wohl zahlt ihm, wenn er ein Stück abtun muß, der Metzger ein wenig mehr als vor zehn oder zwanzig Jahren, allein geht er dann um Ersatz aus, so kann er den Preis für ein Rind fast nicht mehr erschwingen. Man hört denn auch nicht selten den Bauer über die hohen Viehpreise seufzen, den Anfänger zumal, der um seinen Stall zu füllen, schon ganz gehörig in den Sack greifen muß. Nicht selten geht mit der Anschaffung der Lebware schon ein guter Teil der Ersparnisse drauf und für die auf den Hof zu leistende Abzahlung bleibt wenig mehr übrig. So drückt die durch die Lage des Weltmarkts, sowie durch Zölle und künstliche Schranken geschaffene Teuerung auf den kleineren Bauer genau wie auf den Arbeiter und Handwerksmann. Auch die Beiträge, die Bund und Kantone jährlich für landwirtschaftliche Zwecke leisten, bringen dem Landmann nicht den Nutzen, den man auf den ersten Blick erwarten möchte. Denn jede Verbesserung, die der Bauer mit eigenem oder fremdem Geld auf seinem Hofe zur Steigerung der Ertrags-

fähigkeit durchführt, jede Erhöhung der Preise, für die von ihm auf den Markt gebrachten Produkte, auch jede Erleichterung, die ihm das aufblühende Genossenschaftswesen bringt, mit einem Wort, alle die Vorteile, die die veränderte Marktlage und eigener Fleiß und Umsicht unsern Landwirten verschaffen, werden immer wieder zunichte gemacht durch den unaufhörlich steigenden Preis von Grund und Boden. Jedesmal, wenn ein Hof in andere Hände übergeht, und das geschieht häufiger als früher, steigt der Kaufpreis um einige tausend Franken, und immer wird das Heimet weit über dem Ertragswert bezahlt. So bringen die steigenden Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse, die öffentlichen Beiträge u. s. w. wohl dem gegenwärtigen Inhaber des Hofes eine nennenswerte Erleichterung, aber das Ende vom Lied ist immer eine vermehrte Schuldenlast für den neuen Besitzer. Schon bemächtigt sich auch der Spekulationsgeist einzelner unternehmender Bauern; sie kaufen den Hof, nicht um ihn zu bebauen, sondern in der Absicht, ihn bei der nächsten Gelegenheit mit so und so viel tausend Franken Gewinn wieder loszuschlagen. So haben wir denn eine Schraube ohne Ende. Die steigenden Lebensmittelpreise vermehren die Schuldenlast jedes neuen Besitzers und diese bedingt wieder eine Verteuerung der Lebensmittel. Wenn man es also genau betrachtet, erscheinen alle in den letzten Jahren den Bauern zugefallenen oder von ihnen errungenen Vorteile als bloße Tageserfolge, die der Landwirtschaft vorübergehend Luft schaffen, die aber das Uebel nicht an der Wurzel packen. Das Bauernsekretariat und die bäuerliche Fachpresse überhaupt gibt sich alle Mühe, um durch Warnung und Belehrung die Ueberzahlung des Bodens zu bekämpfen. Aber gegen die Macht der äußern Verhältnisse, mit denen menschliche Kurzsichtigkeit und Gewinnsucht sich verbünden, kommt man mit solchen Mitteln nicht auf. Sicher ist die Erhaltung und Förderung unseres Bauernstandes eine der wichtigsten Aufgaben, die unsere Behörden zu lösen haben. Der Bauernstand ist der eigentliche Nährstand, er schafft einzig wirkliche Nahrungsmittel, und wir könnten bei all' dem Reichtum, den die Neuzeit aufgehäuft hat, verhungern, wenn kein Bauer mehr mit fester Hand den Pflug über seinen Acker führen würde. Aber die Mittel und Wege, die wirklich geeignet sind, den bäuerlichen Arbeitsmann vom immer drückender werdenden Joche des Kapitalismus zu befreien, müssen erst noch gefunden werden.

IV.

Die Sozialdemokratie behauptet, den einzig richtigen Weg zur Rettung des Bauernstandes gefunden zu haben. In ihrem Programm-entwurf vom August 1904 hat sie für die Landwirtschaft folgende Forderungen aufgestellt:

„Die Sozialdemokratie verlangt staatliche Unterstützung aller Fortschritte, die den kleinbäuerlichen Betrieben die Vorteile des Großbetriebs sichern (Güterzusammenlegung, verbesserte Flureinteilung, ge-

meinsame Viehhaltung, Verwendung von Kraft- und Arbeitsmaschinen). Da unsere Landwirtschaft fast durchgängig kleinbäuerlichen Charakter hat, können diese Bauernbetriebe auch nicht verstaatlicht werden. Um aber den Druck der hohen Verschuldung zu beseitigen und zugleich zu verhindern, daß die Fortschritte im Betriebe nur zu vermehrtem Zinstribut führen, erstrebt die Sozialdemokratie die Verstaatlichung der Hypotheken und deren planmäßige Tilgung, so daß das Gemeinwesen an die Stellen der privaten Hypothekengläubiger tritt. Der Zins wird durch allmählich abnehmende Annuitäten ersetzt, die mit der Zeit in eine mäßige Abgabe an Staat und Gemeinde übergehen. Dann wird die Entwicklung von selbst die Bauernsamen zu rationellen Betriebsgenossenschaften führen. Der Bauer, von der Zinsknechtschaft erlöst und der Frucht seiner Arbeit sicher, wird den heimischen Boden zu seinem Nutzen wie zum Nutzen der Gesamtheit bewirtschaften.“

Diese Forderungen klingen recht und gut, sie strafen vor allen Dingen die bürgerlichen Hezblätter Lügen, die den Bauer immer wieder glauben machen, die Sozialdemokratie wolle seinen Untergang. Ich bin auch überzeugt, daß einzig und allein in der hier bezeichneten Richtung der Weg zur dauernden Befreiung des Bauernstandes vom Zinsjoch liegt. Allein es ist doch sehr zweifelhaft, ob es der Sozialdemokratie, so wie sie heute ist, gelingen wird, in absehbarer Zeit die Bauern oder auch nur einen Teil derselben dauernd auf ihre Seite hinüberzuziehen und sie zu „Genossen“ zu machen. Von den ungeheuren Schwierigkeiten, die sich infolge der Verschiedenheit der Lebensweise, des Charakters und auch eines erheblichen Teils der ökonomischen Interessen der Sozialdemokratie auf dem Lande entgegenstellen, habe ich bereits gesprochen. Dazu kommt, daß es dieser Partei bis heute zu einer erfolgreichen Landagitation an jeder Vorbedingung fehlt. Wohl ist, wie wir gesehen haben, in ihrem Programm auch der Landwirtschaft ein besonderer Abschnitt gewidmet, aber man vermißt jede weitere Begründung, Vertiefung und Verarbeitung der dort niedergelegten Grundsätze. Offenbar besitzen die Sozialisten bis heute auch keine oder nur ganz wenige Wortführer, die mit den Gewohnheiten, Anschauungen und Bedürfnissen des Bauernvolkes völlig vertraut wären. Es müßten dies Leute sein, die aus dem Bauernvolk selbst herausgewachsen sind und mit ihrer eigenen Arbeit und Lebensweise noch mitten drinn stehen. Daß die heutige sozialistische Presse ganz einseitig auf die Bedürfnisse des Industriearbeiters zugeschnitten ist und aus diesem Grunde keine bäuerlichen Leser findet, ist eine unbestreitbare Tatsache. Es ist möglich und auch wünschenswert, daß die Sozialdemokratie sich zu einer alle kleinen und abhängigen Leute zu Stadt und Land umschließenden Volkspartei entwickelt, aber heute ist sie das noch nicht, heute ist sie eine auf dem Boden des Klassenkampfes stehende Partei der Industriearbeiter, die für den Bauer keine große Anziehungskraft besitzt. Andere Gründe halten übrigens einstweilen noch den Bauer beim Bauer zurück. Vor allen Dingen ist

hier zu erwähnen, daß der kleinere Bauer in mancher Beziehung von seinem größern und reichern Nachbar abhängig ist. Dieser leistet jenem Bürgschaft oder leiht ihm auf sein „Heimet“ das Geld, das die Bank wegen ungenügender Sicherheit nicht mehr geben will. Der eine hilft auch sonst dem andern aus, der Kleinere stellt dem Größern seine Arbeitskraft zur Verfügung, dieser wiederum jenem seinen „Zug“, kurz, es laufen da so viele Fäden hin und her, es gibt so viele Beziehungen und Abhängigkeiten, daß die Entstehung einer besondern Kleinbauernpartei als äußerst unwahrscheinlich erscheint. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich nur bernische und besonders emmentalische Verhältnisse vor Augen habe, wo es fast gar keine Großbauern, dagegen viele und stattliche Mittelbetriebe neben den allerdings noch zahlreichern Schulden- und Kleinbauern gibt. In Gegenden, wo die Betriebe weniger gemischt sind, mögen die Aussichten für eine besondere Organisation der Kleinbauern günstiger sein. Aber bei uns bleiben einstweilen die Kleinern noch im Schlepptau der Größern und Mächtigen, wie es ja auch schon im Gemeindeleben als selbstverständlich gilt, daß nur die bessergestellten Bauern das Steuer führen. Daß sich nun allerdings die Interessen der Kleinbauern mit denen der großen Bauern nicht immer decken, habe ich früher schon angedeutet. Ganz offenbar hat der kleinere Bauer von den hohen Schutzzöllen mehr Nachteile als Vorteile. Er ist auch bei der Verteilung der Millionen, die alljährlich zur Hebung der Landwirtschaft ausgeworfen werden, in ganz unbilliger Weise hintangesetzt. „We me's einisch im Greis het, flüge eim die Banknütli nume so zueche“, meinte kürzlich im vertraulichen Gespräche ein bäuerlicher Großrat aus dem Oberaargau. So können leider unsere zahlreichen Klein- und Schuldenbauern nicht reden, ihnen fliegt von oben her einstweilen nicht viel anderes zu als der Steuerzettel. Vorläufig behält in der Leitung der bäuerlichen Politik noch die kleine aber einflußreiche Gruppe der großen Bauern das Heft in den Händen und schöpft die „Nidle“ oben ab. Wie und wann die Masse der übrigen bäuerlichen Wähler sich schließlich der vorhandenen Gegensätze bewußt wird und nach dem politischen Einfluß zu streben beginnt, der ihr zukommt, bleibt noch im Schoße der Zukunft verborgen. Damit ist m. E. auch die Frage nach einer allfälligen selbständigen Organisation der Knechte und ländlichen Tagelöhner beantwortet. Diese nicht sehr zahlreiche Berufsgruppe wird erst bei und mit einer allfällig sich bildenden selbständigen Kleinbauernpartei etwelche Bedeutung und Einfluß erlangen. Heute liegen die Dinge so, daß der Bauernknecht, der seine Lage verbessern möchte, nicht an einen Zusammenschluß mit seinen Berufsgenossen denkt, sondern einfach die Stelle wechselt oder — der Fabrik zuwandert.

V.

Welche Stellung haben wir Religiös-Soziale, und im besondern die Pfarrer in diesen betrübenden Kämpfen zwischen Bauern und

Arbeitern einzunehmen? Von einer einseitigen Parteinahme für oder wider kann selbstverständlich keine Rede sein. Damit wäre dem Ganzen schlecht gedient. Wir müssen uns vielmehr zunächst über die Parteien stellen und die Notlage und die daraus sich ergebenden Forderungen beider zu verstehen suchen. Erst wenn wir so zum vollen Verständnis der sozialen Lage von Bauer und Arbeiter vorgeedrungen sind, wird es uns auch möglich sein, uns mit einiger Aussicht auf Erfolg an die ebenso schwere als wichtige Aufgabe der Ausöhnung der Gegensätze heranzumachen. Eine ernste, im wahren Sinne des Wortes patriotische Pflicht haben hier namentlich die Pfarrer zu erfüllen. Sie müssen in ihren Gemeinden bei jeder Gelegenheit, vor allen Dingen in Predigt und Unterweisung, auf ein gegenseitiges Sichverstehen hinarbeiten. In industriellen Gegenden gilt es, die Bevölkerung mit den Nöten, Mühen und Sorgen bekannt zu machen, die auf dem Landmanne lasten, der Landpfarrer dagegen muß bei seinen bäuerlichen Zuhörern ebenfalls den Gesichtskreis zu erweitern und besonders das mangelnde soziale Verständnis zu wecken suchen. An Anknüpfungspunkten fehlt es auch dem Pfarrer auf dem Lande nicht. In der Unterweisung namentlich führen ihn die Besprechungen des Familienlebens, der Arbeit, des Eigentums, des IV., VI. und VIII. Gebots und anderes mehr, fast wie von selbst auch zu einem gründlichen Eingehen auf die Schwierigkeiten und Nöte, mit denen der Industriearbeiter zu kämpfen hat. Durch eine solche Würdigung der durch die Industrie geschaffenen sozialen Uebelstände öffnet der Pfarrer zudem den Landkindern, denen das Stadtleben sonst immer von der schönern Seite erscheint, die Augen für die dort herrschenden Schattenseiten, und macht ihnen so die Scholle wieder lieber. Auch in der Predigt lassen sich ohne Mühe Gelegenheiten finden, wo Bauernleben und Arbeiterleben nebeneinandergestellt und miteinander verglichen werden können. An den großen Festtagen aber, wo die Fragen des Gottesreichs von allgemeineren Gesichtspunkten aus behandelt werden, wird der Prediger darauf hinweisen, wie in der Unruhe und dem Wirrwarr dieser Zeit Gott am Werke ist und durch all' die Gegensätze und Kämpfe hindurch die Menschheit um einen Schritt vorwärtsbringen will.

Die Arbeit, die wir auf diese Weise, sei es auf der Kanzel, in der Schule oder durch die Presse leisten, ist nach meinem Dafürhalten keineswegs nutzlos. Sind vorderhand auch nicht alle die bestehenden Gegensätze auszugleichen oder zu überbrücken, so ist für die Zukunft unfres Volkes doch schon viel gewonnen, wenn die beidseitigen Mißverständnisse verschwinden, und Bauer und Arbeiter sich mit ihren Bedürfnissen und Forderungen besser verstehen lernen. Hat erst einmal die Masse der Bauern begriffen, daß nicht in hohen Zollschränken, sondern im Ausbau des Genossenschaftswesens, sowie besonders in einer energischen Bekämpfung der Bodenverschuldung ihr Heil liegt, so wird die Möglichkeit einer Verständigung in die Nähe

gerückt sein. Der auch auf dem Lande mehr und mehr vordringende Genossenschaftsgedanke wird das Seine tun, um den bäuerlichen Arbeitsmann zu einer freundlichen und gründlichen Würdigung der wichtigsten sozialistischen Bestrebungen und Ziele zu erziehen. Sozialdemokraten im engern Sinne des Worts werden die Bauern wohl niemals werden. Wird aber die Macht der Verhältnisse sie nicht schließlich doch zu Sozialisten machen? Wir hoffen es: denn die Zukunft unsres Volkes liegt im Sozialismus, d. h. in der Ueberwindung der heutigen kapitalistischen Gesellschaftsordnung durch eine neue genossenschaftliche, die den christlichen Forderungen der Gerechtigkeit und Bruderliebe besser entspricht. Dieser sozialistische Zukunftsstaat ist aber nur möglich, wenn Bauer und Arbeiter sich finden und sich zu seinem Aufbau die Hand reichen.

A. Aeschlimann, Pfarrer.

Zweierlei Religion.

(Eine sozial-ethische Skizze).

Mit zweierlei Religion meine ich für heute den Gegensatz, der sich innerhalb der christlichen Religion und speziell auch innerhalb der evangelischen Konfession immer mehr geltend macht in Bezug auf die theoretische Wertung und Schätzung der irdischen und materiellen Güter. Ich denke also dabei an die gerade zu gegensätzliche Anschauung über den Zusammenhang, in dem die leibliche und die geistlich-sittliche Wohlfahrt unseres Volkes nebeneinander stehen; an den Gegensatz in der Auffassung des Verhältnisses, welches das Christentum gegenüber der sozialen Frage einzunehmen hat. Mir scheint, wir seien da glücklich schon an einem Punkt angelangt, wo man eine verschiedene Auffassung, die vielleicht schon lange da war, zum prinzipiellen Gegensatz zu stempeln sucht. Hier steht nämlich die Meinung: Das Irdische ist für den Menschen als religiöse, geistig-sittliche Persönlichkeit eine Nebensache; man nimmt davon zwar gerne so viel, als die Natur, ein gütiges Schicksal oder wohlhabende Eltern einem spenden können, aber man erachtet es — um mit Paulus (Phil. 3, 8) zu reden — alles für „Dreck“ und Nebensache, und auf der andern Seite stehen Millionen Menschen, die nun einmal der Zug an die Sonnenseite des Lebens ergriffen hat, und die von der Nebensächlichkeit aller irdischen Dinge noch nicht recht überzeugt sind. Hier steht die Forderung: Werdet bessere Menschen, dann werdet ihr es von selbst besser haben in der Welt und dort die Forderung: Schafft nur bessere, ökonomische und soziale Verhältnisse, dann werden auch die Menschen besser werden. Hier steht die Lehre: Gerade die Not und die Armut, der Druck der äußern Lebensverhältnisse seien die rechten Mittel, um innerlich freie und starke Menschen, ganze Persönlichkeiten, heranzubilden, und auf diesem Boden stehend singt man